

Der König nahm ein Papier von seinem Tisch und hielt es dem Cardinal dar. „Gestehen Sie ein, diesen Brief an Böhmer geschrieben zu haben, in welchem Sie ihm im Auftrag der Königin dreißigtausend Francs als Abschlagszahlung senden?“

„Ja, Sire, ich gestehe es zu,“ erwiderte der Cardinal mit matter, versagender Stimme.

„Er gesteht es zu,“ sagte die Königin zähneknirschend, die kleinen Hände zur Faust zusammenballend. „Er hat mich einer solchen Infamie für fähig gehalten, mich, seine Königin!“

„Sie behaupten, daß Sie für die Königin die Brillanten gekauft. Haben Sie ihr dieselben auch übergeben?“

„Nein, Sire, die Gräfin Lamotte hat das gethan.“

„In Ihrem Namen, Cardinal.“

„Ja, in meinem Namen, Sire, und sie hat der Königin zugleich die Quittung über einmahlhundertundfunfzigtausend Francs übergeben, welche ich der Königin zu dem Ankauf geliehen hatte.“

„Und welche Belohnung empfingen Sie von der Königin?“

Der Cardinal zögerte, dann da er den zornigen, kalten und verächtlichen Blick der Königin immer noch auf sich ruhen fühlte, stieg auch ihm die Röthe in's Angesicht und mit einem zerschmetternden Blick auf Marie Antoinette sagte er: „Sie wollen es, Madame, ich werde jetzt die ganze Wahrheit sagen! — Sire, die Königin belohnte mich für diesen kleinen Liebesdienst als eine großmüthige Königin. Sie bewilligte mir in dem Park von Versailles ein Rendez-vous.“

Bei dieser neuen, dieser furchtbaren Beleidigung schrie die Königin laut auf wie eine Tigerin, vorwärts springend, packte sie den Arm ihres Gemahls und rüttelte ihn.

„Sire,“ sagte sie, „hören Sie den Hochverräter, welcher eine Königin beschimpft. Wollen Sie es dulden? Darf der Purpur den Verbrecher beschützen?“

„Nein, er kann es, und soll es nicht,“ rief der König. „Breteuil, thun Sie Ihre Schuldigkeit. Und Sie, Cardinal, welcher es wagt, seine Königin anzuklagen, die Gemahlin seines Königs zu beschimpfen, gehen Sie hinaus.“

„Sire,“ stammelte der Cardinal, „Sire ich —“

„Kein Wort,“ unterbrach ihn der König, indem er mit der erhobenen Hand nach der Thüre hindeutete: „Hinaus, sage ich, hinaus mit Ihnen.“

Der Cardinal schwankte nach der Thüre, öffnete sie und trat wieder hinaus in den Saal, in welchem die glänzende Hofgesellschaft sich noch immer flüsternd, lachend und schwäzchend auf und ab bewegte.

Aber er hatte kaum einige Schritte vorwärts gethan, als hinter ihm auf der Schwelle des königlichen Cabinets der Minister Breteuil erschien.

„Herr Lieutenant,“ rief Breteuil mit lauter Stimme, indem er sich an den Garde-Lieutenant wandte, der neben der Thüre des königlichen Cabinets stand, „Herr Lieutenant, im Namen des Königs, verhaften Sie den Cardinal von Rohan und führen Sie ihn mit Escorte in die Bastille.“

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens folgte diesen Worten, die wie ein zerschmetternder Donner mitten in die arglose, coquettirende, nichts ahnende Gesellschaft hinein rollten. Dann trat eine athemlose lange Stille ein.

Alle Augen richteten sich auf den Cardinal, welcher todesbleich, aber hoch aufgerichtet und in seiner stolzen Haltung ruhig weiter schritt.

Jetzt sah man den jungen Offizier, bleich wie der Cardinal, wie alle Anwesenden dem Cardinal folgen, sich ihm nähern und leise den Arm des Kirchenfürsten berühren.

„Herr Cardinal,“ sagte er mit schmerzlicher Stimme, „im Namen des Königs, ich verhafte Eure Eminenz. Ich habe Befehl, Monseigneur, Sie in die Bastille zu führen.“

„Kommen Sie, mein Sohn,“ erwiderte der Cardinal ruhig, indem er langsam durch die Menge, welche ihm ehrfurchtsvoll Platz machte, dahin schritt, „kommen Sie, da es der König befiehlt, wollen wir uns in die Bastille begeben.“

So schritt er vorwärts bis zur Thüre. Als aber der Offizier dieselbe schon geöffnet hatte, wandte er sich noch einmal nach den Saal um. Hoch aufgerichtet, mit all der erhabenen Würde seines Amtes und seiner Person, ertheilte er der staunenden, entsetzten Hofgesellschaft seinen Segen.

Dann schloß sich die Thüre hinter ihm, und schweigend, mit bleichen Gesichtern enfserten sich die Damen und Herren des Hofes, um die Schreckenskunde in Versailles, in Paris zu verbreiten: der König hat den Cardinal, den Groß-Almosenier von Frankreich, in seinem vollen Ornat verhaften lassen! Die Königin hat es so gewollt!

Und je weiter diese Kunde rollte, desto mehr schwoll sie gleich einer Lawine der Verleumdungen an.

Am Abend domerte Marat in seinem Club: „Wehe, wehe über die Desterreicherin. Sie hat von dem Cardinal von Rohan sich Geld geliehen, um sich Brillanten zu kaufen. Brillanten, während das Volk hungert. Jetzt, da der Cardinal sein Geld wieder haben will, jetzt leugnet die Königin ihm das Geld ab, und läßt den Kirchenfürsten in die Bastille schleppen. Wehe, wehe, über die Desterreicherin!“

„Wehe, wehe über die Desterreicherin,“ brüllte der Schuster Simon, der neben der Rednerbühne saß. „Wir wollen's ihr noch einmal gedenken, daß sie für Millionen Francs Brillanten kauft, während wir lei-

nen Sou haben, um uns Brod zu kaufen! Wehe über die Desterreicherin!“

Und alle Männer des Clubs erhoben die Fäuste, und brüllten es ihm nach! „Wehe über die Desterreicherin!“

5.

Feinde und Freunde.

Ganz Paris war in Aufruhr und Bewegung, in allen Straßen, auf allen Plätzen sammelte sich das Volk in ungeheuren Massen und hörte in athemloser Spannung den Rednern zu, welche überall in den einzelnen Gruppen sich gebildet hatten, und welche den staunenden Zuhörern Bericht erstatteten über die große Neuigkeit des Tages.

„Der Herr Cardinal von Rohan, der Groß-Almosenier des Königs,“ schrie ein Franziskaner-Mönch, der sich auf einen Pflasterstein an der Ecke der Tuilerien und des großen Caroussel-Platzes aufgestellt hatte, der Cardinal ist auf eine unwürdige despotische Weise seines Rechtes, seiner Freiheiten beraubt worden.

Als Kirchenfürst sieht er nicht unter der gewöhnlichen Jurisdiction, und nur der Papst zu Rom ist die oberste Behörde eines Cardinals, nur bei dem heiligen Vater konnte man den Diener der Kirche verklagen. Denn das ist durch alle Jahrhunderte das Gesetz der Kirche, daß sie allein die Macht hat, ihre Diener zu strafen und anzuklagen, und niemals hat man versucht, ihr dasselbe schmälern zu wollen. Aber wißt Ihr, was geschehen ist? Man hat den Cardinal Rohan seinen geistlichen Richter, dem geistlichen Tribunal entzogen, man will ihn, als wäre er ein weltlicher Beamter des Königs, vor das Parlament stellen; die weltlichen Richter sollen den Kirchenfürsten zum Verhör heranziehen dürfen, und ihn einer Schuld anklagen, die eigentlich gar keine ist. Denn was hat er gethan, der Groß-Almosenier von Frankreich, der Cardinal und Vetter des Königs? Eine Dame, von der er glaubte, daß sie die Vertraute der Königin sei, hat ihm gesagt, die Königin trage Verlangen nach einem Brillantschmuck, welchen sie sich leider nicht kaufen könne, weil ihre Kassen in natürlicher Folge ihrer bekannnten Verschwendungssucht immer leer sind. Die Dame hat dem Herrn Cardinal angedeutet, daß die Königin sich freuen würde, wenn er ihr eine Summe zum Ankauf der Brillanten vorstrecke und in ihrem Namen alsdann das kostbare Geschmeide ankaufen wolle. Der Cardinal, allezeit ein ergebener und treuer Diener seines Königs, hat sich bereit, den Wunsch der Königin zu befriedigen. Er hat das ge-

than aus weiser Vorsicht, damit die Königin, deren Ungeßüm man kennt, sich nicht etwa noch an irgend einen andern Herrn des Hofes wende und die königliche Ehre noch weiter compromittire. Und sagt selbst meine edlen Freunde, war es nicht viel besser, daß es der Herr Cardinal war, welcher der Königin Geld lieh, als wenn es etwa der Herr von Lauzun, der Graf von Coigny oder gar der lieberliche Graf Daudreuil, der besondere Liebling der Königin, gethan hätte? War es nicht besser, daß der Cardinal sich opferte und der Königin diese große Gefälligkeit erwies?“

„Gewiß! Es war besser!“ schrie die Menge. „Der Herr Cardinal ist ein edler Mann! Bisat der Cardinal Rohan!“

„Pereat die Desterreicherin, Pereat die Brillantenkönigin!“ schrie der Schuster Simon, der sich mitten in dem Volkshaufen befand, und hundert Stimmen brüllten es ihm nach: „Pereat die Desterreicherin!“

„Hört, meine geliebten Pariser, Ihr gutmüthigen Lämmer, denen man die Wolle mit ihrer Haut über Dhren zieht, damit die Desterreicherin sich weicher betten kann,“ schrie in einem andern Volkshaufen eine kreischende, meckernde Stimme. „Hört, was sich heute in Paris begiebt. Ich kann's Euch genau verkünden, denn ich komme so eben aus dem Parlament und ein guter Freund hat mir das Patent abgeschrieben, mit welchem der König heute die Sitzung hat eröffnen lassen!“

„Les't es uns vor,“ schrie die Menge. „Still! Ihr da! So schweigt doch! Wir wollen das Patent hören! Les't es uns vor!“

„Ich will es gerne thun, aber Ihr werdet mich nicht verstehen können,“ kreischte die Stimme. „Ich bin nur klein gegen Euch, wie Jedermann klein ist, der sich der höchsten Majestät der Erde, der sich dem Volke gegenüber befindet.“

„Hört nur,“ riefen die zunächst Stehenden den ferner Stehenden zu. „Hört nur, er nennt uns Majestäten. Er scheint ein vornehmer Herr und er verachtet uns nicht.“

„Habt Ihr schon jemals gehört, daß ein kluger Mann den Kronprinzen verachtet, welcher jung, schön und kräftig ist?“ fragte die schneidende Stimme.

„Aber er hat Recht, wir können ihn nicht verstehen,“ riefen die ferner Stehenden unwillig aus, indem sie vorwärts drangen. „Was hat er gesagt, er soll seine Worte wiederholen. Hebt ihn empor, daß wir Alle ihn hören können!“

Ein breitschultriger, riesenhafter Bürger in sauberen Kleidern, mit einer breiten, muthigen Physiognomie, mit einem unverzagten, trostigen Wesen, drängte sich durch die Menge nach der Gegend hin, woher die Stimme erschallte.

„Kommt, Ihr Kleiner,“ rief er, „ich hebe Euch



auf meine Schulter, und — aber sehet, das ist ja unser Freund Marat, der kleine Mann, aber der große Doktor!“

„Und Sie, wahrhaftig, Sie sind ja mein Freund Santerre, der große Mann, und auch der größte Doktor. Denn das Bier, welches Sie aus Ihren Brauereien hervorgehen lassen, ist eine bessere Medicin für das Volk, als meine Latwergen es sein könnten. Und Sie, mein würdiger Freund von der Pöpsenstange, Sie wollen sich herablassen, den häßlichen Affen, den Marat auf Ihre Schulter zu nehmen, damit er dem Volke die große Neuigkeit des Tages verkünde?“

Der Brauer Santerre sagte statt aller Antwort den kleinen verkrüppelten Mann bei beiden Schultern, schwenkte ihn mit Riesenkraft in die Höhe und setzte ihn auf seine Schulter.

Das Volk entzückt über die Gewandtheit und Stärke des herkulischen Mannes, das Volk brach in ein lautes Jubelgeschrei aus und applaudirte dem Brauer, den Alle kannten, und der in der Stadt eine populäre Figur war. Aber auch Marat, der Pfordoktor des Grafen von Artois, wie er selber sich höhnend nannte, der Menschen doktor der Armuth und des Unglücks, wie seine Schmeichler ihn titulirten, auch Marat wird jetzt von Vielen in der Menge erkannt, und nachdem man Santerre applaudirt, begrüßte man Marat mit einem lauten Vivat, und lauten Händeklatschen.

Er wandte sein verzerrtes, häßliches Angesicht den Tuilerien zu, deren große und stolze Massen hinter den hohen Bäumen des Vorgartens emporrugten, und mit einer drohenden Wuthgeberde hob er die geballte Faust gegen das Königsschloß auf.

„Habt Ihr's gehört, Ihr stolzen Erdengötter?“ schrie er. „Habt Ihr das heilige Donnerbrausen der Majestät vernommen? Schreckt es Euch nicht empor aus dem Schlaf Eurer Lasterhaftigkeit, daß Ihr auf Eure Kniee fallt und betet, wie es die armen Sünder vor ihrer Hinrichtung thun? Aber nein! Ihr seht nicht und Ihr hört nicht! Eure Ohren sind taub und Eure Herzen sind verschlossen! Hinter den hohen Mauern des Schlosses zu Versailles, welches der lauterhafteste König für seine menus plaisirs gebauet, da fröhnt Ihr Euern Lüsten und schließet Euch ab von der Stimme der Wahrheit, die zu Euch hier in Paris sprechen würde von den Gott geheiligten Lippen des Volkes!“

„Vivat hoch! Es lebe Marat!“ schrie der Schüler Simon, der von dem Geschrei angezogen, den Franziskaner verlassen und sich zu der Volksgruppe herangebracht hatte, in deren Mitte, Alle überragend, Santerre stand mit Marat auf seinen Schultern. „Vivat hoch! Es lebe der große Volksfreund, es lebe Marat!“

„Es lebe Marat!“ schrie und brüllte das Volk. „Marat führt das Volk, welches die vornehmen Leute

krank gemacht, welchen sie das Mark aus den Knochen gesogen. Marat ist kein vornehmer Mann, Marat verachtet das Volk nicht!“

„Meine Freunde, ich wiederhole Euch, was ich schon vorher sagte,“ kreischte Marat. „Habt Ihr schon jemals gehört, daß ein kluger Mann den Kronprinzen verachtet, welcher jung schön und kräftig ist, und es lieber mit dem König hält, der altersschwach, von Lastern entnert und ausgemergelt ist? Ihr, das Volk, Ihr seid der Kronprinz von Frankreich, und wenn Ihr in gerechtem und edlem Zorn endlich den Tyrannen unter Eure Füße getreten habt, dann wird der junge, schöne Kronprinz, dann wird das Volk die Herrschaft antreten über Frankreich, und es wird dann das schöne Wort der Bibel sich erfüllen: es wird dann nur Einhirt und Eine Heerde sein! Aber ich habe diesen improvisirten Thron hier auf dem Haupte eines edlen Bürgers nur eingenommen, um Euch eine Mittheilung zu machen, von der Ungeheuerlichkeit, welche die Königin von Frankreich ausgeheckt hat, und von der neuen Anmaßung mit welcher sie unsere Gesetze unter ihre, von den Opernhausbällen und den nächtlichen Promenaden immer noch nicht müden Füße tritt. Ich will Euch das Patent vorlesen, welches der König heute an das Parlament geschickt hat und womit heute das Verhör über den Cardinal Rohan beginnt. Will das Volk es anhören?“

„Ja, wir wollen es anhören,“ schrie man von allen Seiten. „Les't uns das Patent vor.“

Marat zog ein beschmutztes, zusammengedrücktes Papier aus seiner Brusttasche hervor und mit laut kreischender Stimme begann er zu lesen:

„Ludwig von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, Unsern lieben getreuen Räten, Mitgliedern des Hofes Unseres Parlaments in Paris Unseren Gruß.“

„Zu Unserer Kenntniß ist gekommen, daß von denen nommte Böhmer und Bassenge ohne Vorwissen der Königin, Unserer sehr geliebten Gemahlin und Gemahlin, an den Cardinal von Rohan, welcher ihnen gesagt, daß er im Auftrage der Königin handele, ein Halsband im Werthe von 1,600,000 Francs verkauft worden ist, die in verschiedenen Raten an sie bezahlt werden sollten. Es sind ihnen auch Papiere vorgelegt worden, welche sie als von der Königin genehmigt und unterzeichnet betrachtet haben. Nachdem die genannten Böhmer und Bassenge das erwähnte Halsband dem genannten Cardinal eingehändigigt, die erste festgesetzte Zahlung jedoch nicht erhalten hatten, wandten sie sich mit ihrer Forderung an die Königin selbst. Wir haben nicht ohne gerechte Entrüstung gesehen, daß man einen erhabenen Namen, der uns theuer ist in vieler Hinsicht, zu mißbrauchen und mit einer Kühnheit ohne Gleichen gewagt hat, den Respect, welchen man der königlichen Majestät schuldet, hintenanzusetzen. Wir haben gedacht, daß es Unserm Gerichte

zukomme, den genannten Cardinal zu vernehmen, und auf die Erklärung, die er uns gemacht hat, daß er nämlich durch eine Frau Namens Lamotte-Valois getäuscht worden sei, hielten Wir es für nothwendig, Uns seiner Person sowie der Person der Dame von Valois zu versichern, und Maßregeln zu nehmen, wie sie Uns unsere Weisheit eingaben, um Alle Diejenigen zu entdecken, welche Urheber oder Mitschuldige eines solchen Attentats sind. Wir belieben Euch sonach Kenntniß davon zu geben, damit durch Euch, Gerichtshof des Parlaments, der Prozeß geführt und das Urtheil gesprochen werde.“

„Da habt Ihr die saubere Botschaft!“ schrie Marat, „da habt Ihr das Lügengewebe, mit welchem die Oesterreicherin uns umstrickt! Denn sie ist es doch, welche diese Botschaft an das Parlament schickt. Ihr wißt ja, wir haben keinen König von Frankreich mehr, sondern ganz Frankreich ist nur noch das Trianon der Oesterreicherin. Und es steht an allen unsern Häusern, über allen Thoren unseres Stadthauses geschrieben: De par la reine! Die Oesterreicherin ist die Königin von Frankreich, und der gutmüthige Ludwig schreibt nur, was sie ihm dictirt. Die Oesterreicherin sagt, es sollen Vorkehrungen getroffen werden, damit man die Mitschuldigen an diesem Attentate gegen ihre Erlaubnis und vielgeliebte Person kennen lerne. Sie hätte aber sagen müssen, es sollen Vorkehrungen getroffen werden, damit man diese Mitschuldigen nicht kennen lerne. Wer ist denn der Mitschuldige der Dame Valois? Wer hat sich von dem Cardinal die Diamanten ausständigig lassen durch die Dame Valois? Ich sage, die Königin hat das gethan. Sie hat die Brillanten in Empfang genommen, und jetzt leugnet sie die Geschichte. Und jetzt soll die Dame Lamotte-Valois für sie die heißen Kastanien aus der Asche ziehen. Ihr wißt ja, so ist es immer! Die Könige dürfen ungestraft sündigen, sie haben immer ein *bête de souffrance*, das für sie eintreten muß. Aber daß jetzt auch ein Cardinal, daß der Großmosenier von Frankreich das *bête de souffrance* für die Oesterreicherin sein soll, das muß Euch beweisen, meine Freunde, daß der Uebermuth der Oesterreicherin seine höchste Spitze erreicht hat. Sie hat die Scham und die Sitte unter die Füße getreten, und anjeho will sie auch noch die Kirche unter die Füße treten!“

„Still!“ rief es von allen Seiten. „Still, die Karabiniers, die Gensdarmen kommen! Schweigt, Marat, Schweigt! Ihr sollt nicht verhaftet werden. Wir wollen nicht, daß alle unsere Freunde in die Bastille geführt werden!“

Wirklich erblickte man in diesem Augenblick an dem Eingange der Straße, die von der Seite der Tuilerieen her auf den Platz führte, eine Abtheilung von Karabiniers, die eilig herangesprengt kam.

Marat, von Santerre unterstützt, kletterte mit der

Geschwindigkeit einer Kaze an der Riesengestalt des Brauers hinunter. Die Volkshäufen öffneten sich und ließen ihn eintreten, und ehe noch die Karabiniers herangekommen, war Marat im Gedränge verschwunden. —

Von diesem Tage an nahmen die Untersuchungen in Betreff des Halsbandes, welches die Herren Böhmer und Bassenge der Königin durch den Cardinal Rohan verkauft haben wollten, ihren Anfang. Der Cardinal von Rohan befand sich seitdem in der Bastille als Gefangener; man behandelte ihn dort mit aller seinem Range schuldigen Ehrfurcht. Er bewohnte eine ganze Reihe von Zimmern, er hatte seine beiden Kammerdiener und seinen Secretair zu seiner Bedienung, auch erlaubte man ihm, zuweilen seine Verwandten zu sehen und zu sprechen, freilich nur im Beisein des Gouverneurs der Bastille. Aber Herr von Boulon war ein sehr frommer Katholik, und hielt sich beständig in ehrfürchtvoller Entfernung von dem Herrn Cardinal, der niemals versuchte, ihm bei solchen Gelegenheiten seinen kirchlichen Segen zu ertheilen. In den häufigen Verhören, welche der Cardinal zu bestehen hatte, begegnete der Präsident der Untersuchungs-Commission demselben mit äußerster Zuverlässigkeit, und wenn der Cardinal sich erschöpft fühlte, wurden die Verhöre sofort aufgehoben und auf einen anderen Tag verlegt. In diesen Verhören durften außerdem die Vertheidiger des Cardinals Theil nehmen, um alsdann nach seinen Aussagen diejenigen Zeugen oder Angeklagten herbeizuschaffen, welche zur Entlastung des Cardinals beitragen und beweisen konnten, daß der Cardinal das Opfer eines schlaun gelegten Betruges gewesen, und kein anderes Verbrechen begangen habe, als daß er zu eifrig in dem Dienste der Königin gewesen.

Man erzählte sich in Paris von zahlreichen Verhaftungen, welche vorgekommen seien. Man wußte aus dem königlichen Decret, daß die Gräfin Lamotte-Valois gleichfalls verhaftet und in der Bastille eingekerkert saß, aber man wollte außerdem mit Bestimmtheit wissen, daß auch der Graf Cagliostro, der Wunderdoctor und Adept, verhaftet worden sei. Man erzählte, daß man in Brüssel eine junge Dame, welche mit in die Angelegenheit verwickelt sei, und der Königin Marie Antoinette außerordentlich ähnlich sehen sollte, verhaftet und nach Paris in die Bastille gebracht habe.

Ganz Paris, ganz Frankreich war gespannt auf diesen Prozeß, der nun schon seit vielen Monaten eingeleitet, noch immer nicht zur Entscheidung gekommen war, und dennoch so viel von sich reden machte.

Die Freunde der Königin behaupteten, daß Ihre Majestät vollkommen unschuldig sei, daß sie die Gräfin Lamotte-Valois niemals gesprochen, nur einmal durch ihren Kammerdiener Weber ihr eine Unterstüßung gesandt habe. Aber dieser Freunde der Königin gab es

nicht viele, und ihre Zahl verringerte sich an jedem Tage. —

Der König hatte die Nothwendigkeit eingesehen, bedeutende Ersparnisse in seinem Haushalt und in der Verwaltung des Königthums eintreten zu lassen. Frankreich hatte in den letzten Jahren Missernten gehabt, das Volk litt Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, die Steuern waren nicht mehr aufzubringen. Es mußte eine Reform eintreten, und diejenigen, welche bisher im Ueberfluß königlicher Gnaden geschwelgt hatten, mußten eine Verringerung derselben sich gefallen lassen.

Die Königin war es gewesen, welche über ihre Freunde, ihre Gesellschaft in Trianon, die königlichen Gnadenbezeugungen wie einen goldenen Regen hatte niederfließen lassen. Anfangs hatte sie es gethan, um ihrem Herzen genug zu thun. Es war so süß, diejenigen zu erfreuen, welche man liebte, so wünnig, auf dem Amstüß der geliebten Herzogin von Polignac jenes reizende Lächeln zu sehen, welches sich nur auf demselben zeigte, wenn es ihr gelungen war, Andere glücklich zu machen. Für sich selber verlangte die Herzogin niemals eine Günst, ihre königliche Freundin konnte sie immer nur nach langem Sträuben, nach Androhen ihre Borne bewegen, die Günstbezeugungen anzunehmen, welche sie aus wirklich liebendem Herzen ihr bot.

Aber hinter der Herzogin Diana stand ihr Schwager und ihre Schwägerin, der Herzog und die Herzogin von Polignac, welche ehrgeizig, stolz und habgierig waren, hinter der Herzogin Diana standen die drei Liebhaber der königlichen Gesellschaft in Trianon, standen die Herren von Vandreville, Besenval und d'Abhemar, die für sich Gesandtschaftstellen, Ministerposten, Ehrenzeichen und Orden begehrten.

Diana von Polignac war das Organ, durch welches alle diese Ehrgeizigen, diese Egoisten sich an die Königin wendeten, und weil es die geliebte Freundin war welche bat, konnte die Königin ihre Bitten nicht zurückweisen, — und weil es die geliebte Gemahlin war, welche sich an ihren Gemahl wandte, konnte der König nicht den Muth gewinnen, die Wünsche der Königin unerfüllt zu lassen, sie mit einem grausamen Nein zurückzuweisen. Ludwig gewährte die Wünsche seiner Gemahlin, und Marie Antoinette begab sich dann freudestrahlend zu der geliebten Freundin Diana, um ihr die Erfüllung ihrer Bitten anzuzeigen, und von ihr mit einem Kuß, einem Lächeln belohnt zu werden.

Die großen Adelsfamilien Frankreichs sahen mit Neid und gerechtem Unwillen diese Herrschaft der Polignac's und der Günstlinge von Trianon, sie zogen sich vom Hofe zurück, sie überließen die „Königin von Trianon“ ihren Günstlingen und ihren bürgerlichen Freunden und Spielen, welche, wie sie sagten, „sich für den großen Adel nicht ziemten.“ Sie überließen den König seiner Gemahlin, die durch ihn regierte, und

durch die wiederum nur die Polignac's und die anderen Günstlinge regierten. Ihnen und ihren Freunden gehörten alle Stellen, alle Ehren, an sie wendeten sich diejenigen, welche vom Hofe irgend Etwas erlangen wollten, auch diejenigen, welche nur Gerechtigkeit begehrten.

Es gab rings um das königliche Paar nichts mehr als Intriguen, Cabalen, Neid und Anfeindung. Jeder wollte der Erste sein in der Günst der Königin, um dadurch Macht und Ansehen zu gewinnen, jeder wollte die Uneigennützigkeit des neben ihm Stehenden verdächtigen, damit er sein Erbe werden könne in der Günst der Königin!

Die schönen Tage des Glückes, des Friedens, von denen die Königin in ihrem reizenden Landaufenthalte geträumt, die sie zu verwirklichen geglaubt hatte verblaßten, da sie zu kaum ihren Sonnenaufgang gehabt hatten. Trianon war noch da, und die königliche Bäuerin von Trianon war in ihrem Herzen sich noch gleich geblieben, aber diejenigen, welchen sie ihr Herz gegeben, diejenigen, welche in harmloser Heiterkeit mit ihr in ihrem Dorfe leben sollten, waren anders geworden! Sie hatten die ibyllischen Masken abgeworfen, von denen die gutmüthige und vertrauensvolle Königin sich hatte täuschen lassen. Sie waren keine Freunde, keine ergebenen Diener mehr, sie waren Stellenjäger, Intriguanten, Schmeichler, nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz!

Noch wollte die Königin nicht daran glauben, noch war sie die zärtliche Freundin ihrer Freunde, vertraute ihnen, lehnte sich auf sie und ihre Liebe, war glücklich in ihrer Nähe, ließ sich von ihnen beraten und leiten, wie der König sich von ihr beraten und leiten ließ.

Sie setzten Minister ab, und schufen neue, sie erhoben ihre Günstlinge, und drängten ihre Gegner in das Dunkel zurück.

Aber es kam ein Tag, wo die Königin anfang zu erkennen, daß sie selber nicht mehr die Herrscherin, sondern die Beherrschte sei, wo sie begriff, daß sie nicht mehr nach eigenem Willen handle, sondern tyrannisiert werde von denen, welche doch nur mächtig geworden durch ihre Günst.

„Ich habe mich in die Regierungsgeschäfte mischen müssen,“ sagte sie, „weil der König in seiner edlen, gutmüthigen Weise zu wenig Vertrauen zu sich selber hat, und aus Bescheidenheit sich leicht von den Meinungen Anderer beherrschen läßt. So ist er denn gewiß am Besten, wenn ich seine erste Vertraute bin, und er mich zu seiner Rathgeberin annimmt, denn seine Interessen sind ja die meinen, und diejenigen meiner Kinder, und sicherlich kann Niemand redlicher und treuer zu dem Könige von Frankreich halten, als die Königin, seine Gemahlin, die Mutter seiner Kinder! Wenn also der König nicht selbstständig sein kann, wenn er sich zu schwach fühlt, um allein zu

stehen, und selbstständig zu regieren, so soll er sich auf mich stützen, so will ich die Theilnehmerin an seiner Regierung, seinen Geschäften sein, damit es wenigstens nicht meine Gegner, meine Feinde werden!“

Aber nun waren ihre Freunde, ihre Günstlinge da, welche der Königin das sein wollten, was sie dem Könige war, die Mitregierenden, die Vormünder und Berather, sie gab eine Zeitlang nach, — nicht aus Schwäche, wie Ludwig, sondern mit der Kraft, die sie aus der Stärke ihrer Liebe schöpfte!

Sie gab auch dann noch nach, als Diana von Polignac, durch ihren Schwager Polignac und durch Herrn von Besenval dazu veranlaßt, die Königin beschwor, den Herrn von Calonne zum General-Controleur der Finanzen zu ernennen. Sie gab nach, und Calonne, der Schmeichler, der Höfling der Polignac's, erhielt den wichtigen Posten, obwohl Marie Antoinette Gewissensbisse darüber empfand, und dem Manne nicht traute, den sie selber doch zu einer so hohen Stelle befördert hatte. — Die öffentliche Meinung nahm aber Herrn von Calonne, welcher durch die Königin angestellt worden, für einen Günstling der Königin, und indem sie diesen verwünschte, seine Ernennung als ein Unglück für Frankreich betrachtete, traf ihr Jorn und ihre Verwünschung zugleich jene, welche seine Beförderung veranlaßt hatte, — die Königin!

Indeß die Ernennung des Herrn von Calonne sollte doch etwas Gutes und Segenbringendes haben! Sie veranlaßte eine Menge von Brochüren, von Libellen und Pamphlets, welche die Finanzlage Frankreichs zum Gegenstande hatten, und in heißender und höhrender, in verzweifelter und trauriger Sprache die Noth und den Jammer Frankreichs besangen.

Der König hatte dem Polizeiminister strenge Ordre gegeben, ihm alle diese Flugchriften, diese Satyren und Pamphlets mitzutheilen. Er wollte sie alle lesen, wollte aus allen sich das köstliche Wahrheits suchen, das sie enthielten, er wollte von seinen Feinden, welche sicherlich dem Königthume nicht schmeichelten, es lernen, ein guter König zu sein! Vor allen Dingen erkannte er als seine erste Pflicht, ein sparsamer König zu sein und seinen Haushalt einzuschränken.

Diesmal handelte er selbstständig, fragte er Niemand um Rath — selbst nicht die Königin! Aus freiem, edlem Entschlus befahl er eine Verringerung seines Hofstaates, eine Beschränkung der hohen Pensionen, welche an die Begünstigten gezahlt wurden. Der große Marschall des Königs sollte abgeschafft und zu einem kleinen verringert werden, in der Postverwaltung sollte die Stelle eines Ober-Postdirectors eingehen, das hohe Gehalt der Gouvernante der königlichen Kinder, sowie der Ehrendame der Madame Elisabeth, Schwester des Königs, sollte reducirt werden.

Aber wer nahm diese Stellen ein? Wer ward da-

durch beschränkt? Zunächst die Familie Polignac. Der Herzog von Polignac war Director des großen Marschalles, und neben ihm der Herzog von Coigny. Der Herzog von Polignac war auch oberster Director der Postverwaltung, und seine Gemahlin Diana von Polignac, war Ehrendame der Madame Elisabeth, und Julia von Polignac war Gouvernante der Kinder von Frankreich.

Sie wollten es nicht glauben, sie hielten es für unmöglich, daß das Unerhörte geschehen konnte, daß man ihre Einkünfte schmälern wollte! Der ganze intime Gesellschaftskreis begab sich nach Trianon, um die Königin zu sprechen, um von ihr die Versicherung zu erhalten, daß die Königin eine solche Veräufung ihrer Freunde nicht dulden, daß sie den König veranlassen werde, seine Befehle zurückzunehmen!

Die Königin aber setzte ihren Freunden zum ersten Male Widerstand entgegen.

„Es ist der Wille des Königs,“ sagte sie, „und ich bin zu glücklich, daß der König einen Willen hat, als daß ich es wagen möchte, demselben entgegen zu treten! Möge der König regieren, es ist seine Pflicht und sein Recht, wie es die Pflicht und das Recht aller seiner Unterthanen ist, sich seiner Regierung zu fügen, und sich seinem Willen unterzuordnen.“

„Aber,“ rief Herr von Besenval, „aber es ist abscheulich, daß man in einem Lande lebt, wo man nicht mehr sicher ist, am nächsten Tage zu verlieren, was man am Abend vorher noch gehabt; das war bisher nur in der Türkei Mode!“

Die Königin erbeute und heftete ihre großen Augen mit einem Blick voll Erstaunen und Schmerz auf Besenval, dann auf die andern Freunde: sie las auf allen Gesichtern Unwillen und Mißgunst. Die Maske der ergebenen Höflinge, der treuen Diener war zum ersten Male von ihrem Angesichte niedergesunken, und Marie Antoinette sah da auf einmal ganz fremde, unbekannte Gesichter, Augen ohne den Strahlenglanz der Freundschaft, Lippen ohne das Lächeln der Ergebenheit.

Die Königin suchte mit der Hand nach ihrem Herzen, es war ihr, als sei sie von einem Dolchschiff verwundet worden, sie hatte ein Gefühl, als müsse sie laut aufschreien vor Jammer und Schmerz. Aber sie überwand sich und nur ein leiser Seufzer machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

„Ihr seid es nicht allein, welche verlieren werden, meine Freunde,“ sagte sie sanft. „Der König verliert ja auch; wenn er den großen Marschall aufgibt, so ist Er es ja doch, welcher dem allgemeinen Besten seine Pferde, seine Equipagen und vor allen Dingen seine treuen Diener zum Opfer darbringt. Wir müssen uns Alle Beschränkungen, Ersparnisse gefallen lassen!“

Seine eigenen Worte. Siehe Goncourt; Histoire de Marie Antoinette. pag. 121.

Aber es wird uns Allen doch immer noch erlaubt sein, gute Freunde zu bleiben und hier in Trianon in harmloser Feindschaft und glücklicher Zufriedenheit schöne Tage mit einander zu verleben! Kommen Sie, meine Freunde! Vergessen wir die Sorgen, die Bedrängnisse! Seien wir allen diesen Dingen zum Troß heiter und froh! Herzog von Coigny, Sie sind mir seit acht Tagen Revanche in Billard schuldig, Sie sollen sie mir heute geben! Kommen Sie, meine Freunde, gehen wir in den Billardsaal!"

Und die Königin, welche ihre Feindschaft wiedergefunden hatte, schritt lächelnd den Freunden voran in das nächste Gemach, in dessen Mitte das Billard aufgestellt war. Sie nahm ihren Duen von demselben auf, und denselben wie einen Scepter emporschwingend, rief sie: „Nun, meine Freunde, fort mit den Sorgen, den —“

Sie verstummte, denn wie sie sich umschauete, sah sie, daß ihre Freunde ihrem Rufe nicht gefolgt waren. Nur Herr von Coigny, den sie besonders dazu aufgefordert hatte, nur Er allein hatte die Königin nach dem Billardsaal begleitet.

Ein Blick des Jornes schoß aus den Augen der Königin. „Wie,“ rief sie laut, hat meine Gesellschaft nicht gehört, daß ich sie aufforderte, mich hierher zu begleiten?“

„Majestät,“ erwiderte der Herzog von Coigny verbrieft, „die Damen und Herren haben sich wohl nur erinnert, daß Ihre Majestät es früher in Trianon als Gesetz erklärt hatten, daß Jeder hier thun und lassen könne, was ihm beliebt, und Ew. Majestät sehen, daß sie die Befehle halten und beobachten, besser, als man es gegen sie thut.“

„Herzog,“ seufzte die Königin, „auch Sie machen mir Vorwürfe, auch Sie sind unzufrieden?“

„Und warum sollte ich denn zufrieden sein, Majestät?“ fragte der Herzog heftig. „Man beraubt mich, man nimmt mir einen Posten, der bis jetzt immer für die Dauer des Lebens gültig blieb und Ew. Majestät verlangen, daß ich zufrieden sei? Nein, ich bin nicht zufrieden, ich mache es wie die Andern, ich bin voll Jorn und Schmerz, zu sehen, daß nichts mehr haltbar, nichts mehr dauernd ist, daß man sich auf nichts mehr verlassen kann, selbst nicht mehr auf das Wort der Könige!“

„Herr Herzog,“ rief Marie Antoinette mit aufblühendem Jorn, „Sie gehen zu weit, Sie vergessen, daß Sie zu Ihrer Königin sprechen!“

„Madame,“ rief er noch lauter, „es giebt hier in Trianon keine Königin, keine Unterthanen! Sie selber haben das gesagt, und ich wenigstens will Ihre Worte erfüllen, wenn Sie selber es auch nicht mehr thun! Lassen Sie uns Billard spielen, Madame! Ich bin zu Ihren Befehlen!“

Und indem Herr von Coigny das sagte, ergriff er mit einer zornigen Bewegung den Billardqueu der

Königin. Es war dieser Duen ein Geschenk, welches Marie Antoinette von ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, erhalten hatte, und der aus einem einzigen Rhinoceroszahn mit goldenen Knäusen bestand. Die Königin hielt denselben sehr in Ehren, und Niemand hatte es bis dahin gewagt, sich desselben zu bedienen als sie allein.

„Geben Sie her, Coigny,“ sagte sie lebhaft, „Sie täuschen sich, das ist nicht Ihr Billardqueu! das ist der meine!“

„Madame,“ rief er heftig, „man nimmt mir, was mein ist, weshalb sollte ich nicht auch nehmen, was nicht mein ist! Es scheint doch, als wenn es jetzt die neueste Mode ist, über das Eigenthum Anderer nach Belieben zu schalten und zu walten. Ich werde mich daher beeilen, diese Mode mitzumachen, und wär's auch nur, um zu beweisen, daß ich von Ew. Majestät etwas gelernt habe! Fangen wir an!“

Er nahm zitternd vor Wuth und Erregung zwei Bälle, legte sie in die Mitte der Tafel, und that gegen dieselben einen Stoß. Aber dieser Stoß war so heftig, in so wüthendem Jorn geführt, daß der Duen an den Bällen vorüber glitt, und so stark an die erhöhte Kante des Tisches stieß, daß er mitten von einander brach.

Die Königin stieß einen Schrei des Unwillens aus, und die Hand erhebend, deutete sie mit einer gebieterischen Bewegung nach der Thüre hin. „Herr Herzog von Coigny,“ sagte sie stolz, ich entbehe Sie der Pflicht, jemals wieder nach Trianon zu kommen! Sie sind entlassen.“

Der Herzog bebte vor Jorn, einige unverständliche Worte murmelnd, machte eine ziemlich leichte, nachlässige Verbengung vor der Königin, und verließ eilenden Schrittes den Billardsaal.*

Marie Antoinette schaute ihm mit einem langen schmerzvollen Blicke nach, dann nahm sie mit einem tiefen Seufzer die beiden Stücke des zerbrochenen Duen's, und begab sich mit denselben in ihr kleines Porzellan-Cabinet, um in der Einsamkeit und Stille desselben wieder Ruhe, wieder Haltung zu gewinnen.

In demselben angelangt, und nun sicher, daß Niemand sie beobachten könne, ließ sich Marie Antoinette mit einem tiefen Seufzer in den Fauteuil nieder, und die lange zurückgehaltenen Thränen entsürzten jetzt ihren Augen.

„Oh,“ seufzte sie traurig, „ste werden mir Alles zerbrechen, Alles, mein Vertrauen, meinen Lebensmuth, mein Herz selber! Sie werden mir nichts übrig lassen, als den Schmerz, als das Unglück, und das wird Keiner von ihnen, die ich bis jetzt für meine Freunde hielt, mit mir theilen wollen!“

* Diese Scene ist historisch. Siehe: Mémoires de Madame Campan. II.

6.

Der Prozeß.

Ein ganzes Jahr hatten die Einleitungen zu dem Prozesse gedauert, der heute, am ein und dreißigsten August 1786, endlich zur Entscheidung kommen sollte. Ein ganzes Jahr hatten die Freunde und Verwandten des Cardinals Zeit gehabt, die öffentliche Meinung nicht allein, sondern auch die Richter, die Parlaments-Räthe, zu Gunsten des Cardinals zu bearbeiten, und sie gegen die Königin Marie Antoinette zu stimmen. Alle Feinde der Königin, die Legitimisten sowohl, welche sich in ihren alten Adelsrechten gekränkt sahen durch die Bevorzugung der Volignacs und anderer aus dem Dunkel hervorgegangener Familien, die Partei der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, welche Marie Antoinetten von jeher gegrollt hatten, anfangs schon deshalb, weil sie eine Oesterreicherin war, und später, weil sie sich erlaubt hatte, die Liebe des Königs zu gewinnen, die Männer der Bewegung und der Freiheit, welche in den Clubs gegen das Königthum donnerten, und es für eine heilige Aufgabe hielten, den Nimbus zu zerstören, welcher bis dahin den Thron umgeben hatte, und dem hungernden Volke zu zeigen, daß die im Ueberflusse lebende Königin nichts weiter sei, als eine leichtfertige, üppige Frau, — alle diese Feinde der Königin hatten Zeit gehabt, die öffentliche Meinung und die Richter zu gewinnen. Allen war dieser Prozeß eine willkommene Gelegenheit gewesen, um ihrer Rache, ihrem Unwillen, ihrem Hass freien Spielraum zu geben.

Die Familie des Cardinals, schwer gekränkt über die Beschimpfung, welche man in ihrem Oberhaupte ihnen Allen zugesagt, wollte mindestens die Königin mit dem Cardinal zugleich compromittirt sehen, und wenn der Cardinal wirklich als der Betrogene und Dupirte aus dem Prozeß hervorgehen mußte, so sollte Marie Antoinette doch neben ihm stehen als die Beschimpfte, die Verdächtige.

Die Familie Rohan und ihre Freunde setzten daher alle Mittel in Bewegung, um die öffentliche Meinung und die Richter für diesen Zweck zu gewinnen. Sie machten den Parlamentsräthen Besuche, brachten Denen, welche dafür empfänglich waren, Geschenke, sie bedienten sich künstlicher Schriftsteller, um Libelle, Pamphlets gegen die Königin zu schleudern, sie vertheidigten in Brochüren in edler, würdiger Sprache schon im Voraus den Cardinal, und stellten ihn bar als das Opfer seiner Hingabe und Liebe für die königliche Familie. Jedermann las diese Satyren, die Pamphlets, diese Brochüren, und als der Tag der Entscheidung endlich herbeikam, hatte die öffentliche

Meinung sich schon zu Gunsten des Cardinals erklärt, schon Partei genommen gegen die Königin.

Am ein und dreißigsten August 1786, wie gesagt, sollte endlich der lang vorbereitete Prozeß entschieden werden. In der Nacht vorher war der Cardinal von der Bastille in die Conciergerie geführt worden, ebenso auch die übrigen Gefangenen, welche in den Prozeß verwickelt waren.

In der Frühe des Morgens schon hatte sich der ganze Platz vor der Conciergerie mit Menschen angefüllt, und die Anhänger der Rohans, und die Anhängen der Freiheit, wie sich Marat und seine Genossen nannten, waren auch hier immer noch thätig, die Stimmung des Volkes gegen die Königin zu lenken.

Im Justizpalaste an der anderen Seite des großen Platzes war inzwischen das große Drama dieses ungeheuerlichen Processes begonnen. Die Mitglieder des Parlaments, die Räthe des Justizhofes in ihren langwallenden schwarzen Gewändern saßen in langen Reihen vor dem grünen Tische, und ihre ernstern, düstern Gesichter, ihre theilnahmlosen Blicke waren alle dem Cardinal Louis von Rohan zugewendet, der ihnen gegenüber als Angeklagter stand. Aber trotz der Gefährlichkeit der Situation war das edle und schöne Gesicht des Cardinals vollkommen ruhig, seine Haltung würdig und stolz. In seinem vollen priesterlichen Ornat war er erschienen, nur daß er statt des purpurrothen Unterleibes ein violettes Untergewand trug, wie es die Cardinäle thun, wenn sie in Trauer erscheinen. Darüber trug er den kurzen, rothen Ueberwurf, die Brust war mit allen seinen Orden geschmückt; die rothen Strümpfe, die seidenen Schuhe mit Brillantschnallen vollendeten den Anzug des Cardinals. Indem er eintrat, hatte er seine Hände gehalten, und denjenigen, welche ihn rühten und vielleicht verdammen sollten, seinen priesterlichen Segen erteilt. Er erzählte mit einfachen, würdigen Worten, wie folgt:

Eine Verwandte von ihm, die Frau von Boulaivillier, hatte ihm vor drei Jahren eine junge Dame zugeführt und ihn gebeten, dieselbe zu unterstützen. Sie war von dem vornehmsten Geschlechte, die letzte Abkömmlingin der früheren Könige von Frankreich, aus dem Geschlechte Valois. Sie nannte sich Gräfin Lamotte-Valois; ihr Mann, der Graf Lamotte, stand in irgend einer kleinen Garnisonstadt als königlicher Unterlieutenant, und seine Gage reichte nicht aus, um sie weidmüthig zu ernähren. Die junge Dame war schön, geistreich, von edlen Manieren, und es war natürlich, daß der Cardinal sich für die unglückliche Tochter der Könige von Frankreich interessirte. Er unterstützte sie eine Zeitlang, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm, endlich für die letzte Abkömmlingin der Valois'schen Königsfamilie vom Könige Ludwig XVI. eine Pension von 1500 Francs zu erwirken. Die Gräfin Valois begab sich nun nach